

[Nachdruck verboten.]

29]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

3.

Ueber dem Lande steht der Sommer heiß und hell. Er ist kein milder Herrscher wie der Frühling. Er begnügt sich nicht mit den zartgewobenen Teppichen zu seinen Füßen. Seine goldenen Säulen ragen hoch ins blaue Himmelsgewölbe hinein, weit und groß sind die Tore aufgetan, die zu seinem Palaste führen. Die Höhen sind übergoldet und flimmern, über dem Walde zittert die Luft wie wehender Weihrauch, und draußen die Ebene ist ein wogendes Meer von goldenen Saaten, über denen hoch die trillernden Lerchen hängen. In den Gärten duften die Rosen. An den Fenstern blühende Blumen, rote Geranien und hängende Fuchsinen, an den Häusern rankt wilder Wein. Die Obstbäume sind schon im Verblühen.

Philipp liegt oben auf dem alten Gemäuer der Burg, tief versteckt in dem wilden, uralten Efeu, und starrt ins Blaue. Er sieht den Wolken nach, die wandern. Es sind immer dieselben und niemals dieselben. Sie wandern ums ganze Rund des Himmels und werden größer und voller dabei. Nur wenn sie halten müssen, so schütten sie sich aus. Aber wenn sie ziehen können, so wachsen sie. Und wie wunderbar sind ihre Züge, wie wechselvoll und reich ist ihr Spiel. Es nimmt kein Ende, und man kann sich nicht müde daran sehen. Man kann Tage und Tage so liegen und ihnen zusehen. Man kann sich die tollsten Sachen dabei einbilden und kann sich freuen wie ein Kind. Um die ganze Erde kann man in seinen Gedanken mit ihnen ziehen, und man ist losgebunden von allem, man hat Raum vor sich und freie Bewegung.

Er hat ein Buch mitgenommen. Goethe. Wie er auch gesucht hat, schließlich doch Goethe. Aber er liest nicht. Er kann nicht lesen. Er kann seine Gedanken nicht beisammen halten, er muß sie ziehen und schweifen lassen.

Für sein Examen hat er immer noch nichts getan. Die Urpädagogen fragen ihn manchmal danach. Sie meinen es gut mit ihm. Sie sind alle gute Leute und wollen ihm gerne behilflich sein. Er soll sie nur darum bitten. Auch der Direktor hat ihn schon einigemal ermahnt. Er hat ihm gesagt, daß er schon ganz in der Vorbereitung stecke und gerade den Amos Comenius studiere. Dafür hat er ihn belobt. Aber er ist gar nicht rot bei dem Lob geworden. Der Direktor ist ihm so gleichgültig wie ein Kreuz am Wege.

Pfingsten war's nicht schön zu Hause. Es regnete. Und verregnete Pfingsten ist nichts. Es fehlte allem etwas. Die Eulenuhle war nicht mehr dasselbe — die Wiesen, die Weiden, die Pappeln, die Wingerte — das ganze Dorf. Dasselbe ja, aber doch nicht dasselbe. Der Franz war nicht da, der Otto erzählte ihm Dinge, die ihn gar nicht interessierten, sie schlenderten zusammen durch die Wiesen hin, wie ein Pfarrer, der sein Drevier betet. Sie nahmen gar keinen Anteil. Die Gasse war leer, die alte Lisbeth tot, der Schlüssel verschlossen, mißtrauisch. Er war in eine Untersuchung gezogen gewesen, wegen dem Großmaul Wagner, der in seiner Schneiderböckigkeit den Großmogul hatte spielen müssen und von Revolution, Umsturz, Waffengewalt unverständene Phrasen geschmettert hatte. Er sah dafür; aber während der Verhandlung hatte er den Schlüssel genannt, und so war der auch in die Affäre hineingezogen worden. Das machte ihn nun verschlossen und mürrisch, zumal er immer von seiner Frau, der alten Gere, viel zu leiden hatte.

Ach, es war alles nicht mehr dasselbe.

Die Mutter war sehr stolz — und ordentlich weichmütig, die Leute im Dorfe begegneten ihm alle sehr respektvoll. Das war ihm widerwärtig. Der arme Lukas war auch nicht mehr da — und sein Grab recht verwahrlost. Die Gemeinde hatte ihn wohl auf ihre Kosten begraben lassen, aber um sein Grab kümmerte sich kein Mensch. Auf dem Grab des alten Krafft

wucherte Efeu und bedeckte die Marmorplatte, die ihm aufgestellt worden war. Der Philipp pflanzte dann auch dem Lukas Efeu aufs Grab, der konnte wuchern und sah schön aus, auch wenn er nicht weiter gepflegt wurde. Auf dem Grabe der alten Lisbeth blühte ein Rosenstrauch.

Nun ja, das war ja alles ganz gut und schön, aber er hing doch nun nicht mehr so daran, wie er daran gehangen hatte. Er war so entfernt davon, und das tat ihm leid. Er begann zu spüren, daß die Heimat etwas Abgeschlossenes, gewissermaßen Erledigtes für ihn war — und dagegen rang er an. Das sollte nicht sein. Sie sollte ihm frisch und lebendig nahe und immer gegenwärtig bleiben. Aber schon wirkte auch diese Gegend hier und erzwang sich ihr selbständiges Recht. Das wollte er ihr nicht zugestehen. Früher hatte er bei allem, bei jedem Feld und Baum heim gedacht. Jetzt war das anders — er freute sich an dem, was schön war, ohne heim zu denken.

Ja, das Land hier! Aber die Leute!

Alles immer im ewig gleichen Kreise. Die Gedanken krochen nur so am Boden hin. Nur im Klatsch erhoben sie sich. Noch schlimmer wie daheim im Dorf. Da war man doch lustig, hatte Wit. Hier — hier war nur Dummheit und Bosheit.

Die Mädchen, die er hier sah — nein! Gezierte Puppen, die immer verlegen und ungeschickt waren. Er dachte an die Mädchen in Mainz. Er dachte an die Emilie. Freilich, die war ja nun auch anders geworden. Gar nicht mehr leicht und kindlich. Sie hatte runde Brüste und eine hohe Frisur. Er war ganz erstaunt gewesen, als er ihr begegnet war.

„Guten Tag, Fräulein Emilie.“

„Guten Tag, Herr Kaiser.“

Dann waren sie auch schon beide in Verlegenheit.

„Was macht der Franz?“

„Danke, es geht ihm gut!“

Wieder Pause.

„Ich arbeite an meiner Ausstattung.“

„So?“

„Ja!“

Wieder Pause.

„Wie gefällt es Ihnen denn in Amt und Würden?“

„Gar nicht!“

„Wieso gar nicht? Ich dachte doch —“

„Na ja, es gefällt mir ja auch ganz gut.“

Sie kamen über diese Einsilbigkeiten nicht hinaus. Sie kamen zu keinem wärmeren Worte.

Es war dumm. Sie waren wohl beide dumm gewesen.

Eine der jungen Damen der hiesigen Gesellschaft hatte genau so mit ihm gesprochen, als sie im Garten des Hotels beim Sommerfeste auf und ab gegangen waren.

„Tanzen Sie?“

„Ja!“

„So, Sie tanzen! Um so besser für den Winter.“

„Wieso für den Winter?“

„Nun, im Kasino. Es fehlt doch immer an jungen Serren.“

Dann tappten sie wieder nebeneinander her.

„Spielen Sie Theater?“

„Nein.“

„Nein? Schade! Ich dachte schon. Es wird hier nämlich sehr gut gespielt.“

„Wer ist denn der Leiter?“

„Das wissen Sie noch nicht? Der „schöne Wilhelm“ — Ihr Kollege an der Volksschule, der Herr Lehrer Schäflein. O, er spielt fein. Er spielt wie ein Darmstädter Hofschauspieler.“

„So!“

„Besonders Diebhaberrollen.“

„Er ist aber doch längst nicht mehr jung. Er ist ja schon grau.“

Aber er ist doch noch ein famoser Liebhaber. Und tanzen tut er. Er erbarmt sich immer, wenn man schimmeln muß.“

Er war froh gewesen, wie er die Gans losgewesen war. Aber daß die Emilie auch nichts Gescheiteres zu sprechen gewußt hatte —

Nun lag er und sah den Wolken zu und deklamierte aus der „Maria Stuart“ und war sich nicht recht klar, ob er ein so großer Esel wäre, oder die Menschen hier.

Jedenfalls war ihm aber klar, daß er wie eine Geiß im Stall hier stand — und gerne Sprünge gemacht hätte, die er nicht machen konnte. So mußte er sich hüten, sich nicht lächerlich zu machen.

Es war schon bekannt geworden, daß er viel auf dem Burggemäuer lag und zu den Wolken sah. „Wolkengucker“ nannte man ihn deshalb. Und seine Wirtin gab ihm eines Tages zwischen Schinken und Eier den guten Rat, das zu lassen, weil sich schon alle Leute über ihn aufhielten und ihn für nicht ganz klar im Kopfe erklärten.

Das machte ihm so einen Heidenpaß, daß er sich vergaß und der dicken Wirtin eins auf den Hintern hieb.

Dann schämte er sich aber so, daß er meinte, er sei nun ganz und gar unmöglich hier geworden.

Georg der Eiferer sagte: „Ha, ha, er fängt an, sich zu fühlen.“ Nur der Seppel Meyer tröstete ihn und sagte:

„Die hat so viele Röde an, das tut ihr nichts. Bezahl eine Kunde, dann ist alles wieder gut.“

Er bezahlte die Kunde. Aber er schämte sich noch lange. Die Wirtin war eine gute Frau und trug's ihm nicht nach.

Die Herbst war gekommen, die Weinlese war vorüber. Aus den Kellern roch die Gäre des Weins — in den Wirtschaften gab's Federweißen. Der Wald stand in braunem Gold und tausend Brächten — das Feld war leer, und das Sterben war in der Welt.

Der Philipp lag nicht mehr im alten Burggemäuer, er saß in seiner Stube vor aufgeschlagenen Büchern. Er las nicht. Er starrte nur vor sich hin.

Draußen der Birnbaum war kahl geworden. Auf den Telegraphendrähten hatten sich die Schwalben versammelt. Und nun waren sie fortgezogen. Nun war die Welt leer, Nun steckte ihr Reichthum in Haus und Keller.

Und ihn hielt's nicht. Er hatte nichts zum Einsammeln und Bewahren gehabt. Er war arm. Und was er hatte, war nicht Gold, sondern Talmi. Elendes Talmi.

Ein Briefchen kam.

„German Eigner lädt seinen Nachbarn, Herrn Kaiser, zu einer kleinen Herbstfeier im Gasthaus „Zur Sonne“ auf morgen abend freundlichst ein.“

Eigner war ein merkwürdiger Mann, der sich von allen hier, außer dem Onkel Wolff, unterschied und abhob. Er hatte Philosophie studiert und Privatdozent werden wollen. Da riß ihn eine Nervenkrankheit aus Beruf und Karriere. Er mußte das angestrengte geistige Arbeiten aufgeben und viel in freier Luft sich aufhalten. Nun erwies er sich als wahrer Philosoph — er wurde Gärtner. Er hatte einen großen Obstgarten, züchtete Erdbeeren und pflegte seine Baumschule. Die Leute haben ihn nicht verstanden und begriffen so manchen von seinen Schritten nicht. Er fragte nicht danach. Er ging seinen Weg. Zuweilen nicht ohne Halsstarrigkeit und Fanatismus, aber geradeaus und unbefümmert. Er hatte sich nach seinem Kranksein eine eigene Weltauffassung und eine ungebrochene Willenskraft bewahrt.

Philipp hatte ihn nur einmal gesprochen. Der Onkel Wolff hatte ihn mit ihm bekannt gemacht. Schon durch seine äußere Erscheinung — langes, lockiges Haar, eine hohe Stirne, vive Augen, einen geistvollen Kopf — und den Gegensatz der schweren Gärtnerstiefel und des groben Anzugs, war er ihm aufgefallen und interessant erschienen. Nun war er eigentlich stolz darauf, daß er von ihm eingeladen worden war. Die Einladung war für den Samstag abend, das paßte gut zum freien Sonntag — nun hatte er nur noch das Notwendige für seine Schule vorzubereiten und sich weiter keine Sorgen zu machen.

Herbstfest! Der Gedanke zog ihn an. Er dachte an die Weinlese daheim, die so viel Freuden brachte und so lustig war, trotz bitterer Kälte oft. Die Schlafhauben hier hatten kaum den Mund zu einem Zuchzer aufgetan. Nun dachte er, würde es doch noch ein schönes Herbstfest geben, dem auch der Sinn nicht fehle. Dafür bürgte der Veranstalter.

((Fortsetzung folgt.))

Von der Brüsseler Weltausstellung.

III. Die Heimarbeitersausstellung.

Wir lassen die lärmende Brateratmosphäre der Hauptavenue hinter uns, durchqueren den „Holländischen Garten“ und gehen um das deutsche Gebäude herum bis zu einem Bittertor, hinter dem ein kleiner friedlicher Park schlummert. Unwillkürlich sieht man einen Augenblick still und blickt, beglückt von dem unerwarteten Bild des Friedens auf die majestätischen Ulmen, zwischen deren Zweigen blumengeschmückte Häuschen liegen. Sind wir noch auf der Weltausstellung? Als Antwort tönt ein Lachen, Kreischen und wildes Lärmen herüber: zur Rechten dehnt sich die riesige „Plaine des Attractions“ mit ihren irrfinnigen Rutschbahnvergnügungen und anderem Zauber. Auch der abseitige grüne Winkel, den wir nun betreten, ist noch Weltausstellungsgebiet. Er birgt, trotz seines fröhlichen Nachbarn, ein Stück grauesten Elends. Denn im Kranz der Ulmen und Kastanien, zwischen denen sich die Häusertypen der „Internationalen Ausstellung für Arbeiterwohnungen“ erheben, steht ein schlichter Bau, dessen Stirnseite in den beiden Landesprachen die Aufschrift „Heimarbeit“ trägt.

Es ist das erstemal, daß ein Land auf einer Weltausstellung nicht nur seinen flimmernden Kulturprunk, sondern auch dessen schmerzliches Geschwister, das Elend seiner Schaffenden zur Schau stellt. Und zur Schau stellt ohne heuchlerische Pose, ohne jeden beschönigenden Schein, mit einer Vollkommenheit des Bildes, das an graulamen Realismus die Berliner Heimarbeitersausstellung weit übertrifft. Denn das Elend der Heimarbeitersklaven spricht hier nicht nur aus Photographien, statistischen Tabellen, graphischen Darstellungen, aus den ausgestellten Erzeugnissen mit dem Vermerk der Stundenzahl und des Verdienstes. Das Streben der Veranstalter — unter denen als einer der verdienstvollsten Genosse Camille Hubsman's zu nennen ist — nach Wahrhaftigkeit und Vollkommenheit ging weiter. Wenn die Ausstellung für Arbeiterwohnungen zeigen will, wie das Heim des Arbeiters beschaffen sein soll, so zeigt die Heimarbeitersausstellung, wie es in Wirklichkeit beschaffen ist. Sie führt eine Anzahl von Heimarbeitershäusern aus verschiedenen Gegenden Belgiens vor, die der belgische Architekt Helleman's mit einer bis in die kleinsten Details gehenden Gewissenhaftigkeit nach den Originalen erbaut hat. In diese Hütten ist nicht nur der Arbeiter und seine Familie, sein Arbeitsgerät und sein ganzes Mobiliar verpflanzt worden!

Die Heimarbeitershäuser sind rechts und links dem Hauptgebäude vorgelagert und jeder Besucher kann darin den Arbeitsprozeß verfolgen und die Räume besichtigen. Ich war unzählige Male dort und jedesmal schob und drängte sich ein Strom von Menschen durch die niederen, schmalen Türen. Hört man da und drinnen im Hauptgebäude alle die Ausrufe des entsetzten Staunens, des Mitleids und oft des Hornes angefaßt all des Elends, das diese „Heimstätten“ enthüllen, dann sieht man wieder einmal, wie bequem sich unsere Gesellschaft eingerichtet hat, daß sie sich das tiefste Elend so schön fern vom Leibe zu halten versteht. Die meisten Gegenstände, die da produziert werden, nimmt jeder täglich in die Hand, trägt sie auf dem Leibe, sie dienen den unentbehrlichsten täglichen Bedürfnissen — und die wenigsten ahnen, daß sie unter Bedingungen geschaffen wurden, die selbst dem Indifferenten Grauen einflößen.

Beginnen wir beim rechten Flügel, wo wir auf das Häuschen eines Hauswebers aus der Gegend von Courtrai (Flandern) stoßen. Da ist die lahle Arbeitsstube, deren größerer Teil vom Webstuhl eingenommen ist. Ein anderer Raum ist Küche und Wohnraum. Da arbeitet auch die typische Hilfskraft der Heimarbeitersfamilie: das Kind. Die Einrichtung: Ein paar armselige, verwiterte Möbelstücke, da und dort ein Zimm- oder Messingstück, eine Uhr und ein Christusbild und eine Maria. Noch eine Kammer unter Dach und zwei unten — die „Schlafräume“ der Weberfamilie. Die Statistik im Innern der Ausstellung gibt die Illustration zu diesem tristen Heim: sie belehrt uns über Hausweberlöhne in Flandern und Brabant von 35 Cts., 19 Cts., 15 Cts. und sogar 12 Cts. für die Stunde.

Ein Nachbar des Webers ist der Arbeiter aus Loderen (Ostflandern) der Felle für Güte verarbeitet. Es ist die traurigste Hütte von allen und zeigt die letzte Armseligkeit ohne einen Schimmer bescheidenster Bohnlichkeit. Die Luft wird trotz des offenen Fensters vom Geruch der Häute verpestet. In einem Nebenraum ist die abgekehrte Frau des Arbeiters mit dem Säneiden und Zureichten der Felle beschäftigt. Auch hier wieder das arbeitende Kind, das, wie fast alle Kinder dieser Arbeiterkategorie, ein Analphabet ist. In seiner Eröffnungsrede sprach der Arbeitsminister Hubert von den gewissen berichtigten „Vorzügen“, die schließlich die Heimarbeit habe. Zu ihnen mögen die Merkmalen wohl den für sie ja unzweifelhaft profitablen Analphabetismus rechnen, den die Kinderarbeit hervorruft und begünstigende Hausindustrie zur Folge hat. Der Zettel draußen teilt über den Familienverdienst mit: Der Mann 21 Fr., die Frau 12 Fr., das 12 jährige Kind 9 Fr. pro Woche.

Wieder einige Schritte weiter haust in einer Sämiede der Nagelschmied aus Vohan in den Ardennen, wo dieses Gewerbe zu Hause ist. Sein Gesellschafter und Helfer ist ein Hund, der ihm als „Motor“ in einem Tretrad dient. Der Hund, freilich ein gutes Tier, findet allgemeines Mitleid. Die eintönige Arbeit des Menschen, der Tag aus Tag ein Nagel um Nagel schlägt, erweckt

immerhin weniger Wertwunderung. Des Menschen und des Hundes Arbeit bringen bei eifriger Arbeitszeit 15 Frank pro Woche ein. Am linken Flügel steht das Haus des Wächermachers aus Lüttich. Es ist sozusagen der Aristokrat in dieser Arbeiterkolonie. Sein Heim ist wenn auch dürftig, so doch freundlich und lauter, und er selbst zeigt die Intelligenz des Städters. Ein Aristokrat ist er auch in dem Sinne, daß sein Wochenverdienst 36 Fr., fast das Fünffache des schlechtest bezahlten Hauswebers beträgt. Die Lütticher Industrie beschäftigt an 6600 Wächermacher, deren Löhne aber nicht alle dem „ausgestellten“ gleichen. Wir haben eine photographische Aufnahme einer zehnköpfigen Arbeiterfamilie vor uns, die in einer baufälligen Hütte wohnt. Der Familienvater verdient bei zwölfstündiger Arbeit 90 Centimes (72 Pfennig) pro Tag!

Gleichfalls an der linken Seite arbeitet der flandrische Seiler im Freien. Wie er so den Hans aus dem Bündel zieht, erinnert er einen Augenblick an einen Willemschen Bauer. In einem Holzhüttchen sitzt der Junge und dreht das Rad. Verechter als alle Tafeln, Photographien und Ziffern erzählen diese traurigen, an Rad, Spule und Arbeitstisch gebannten Geschöpfe von dem mörderischen, seelischen und körperlichen Vernichtungswerk der Heimarbeit.

Auch im Innern der Ausstellung sehen wir die Heimarbeit in ihrem naturgetreuen Milieu. An der Mittelwand und den beiden Seitenwänden des großen hellen Saales laufen Zimmerchen entlang, die gegen den Zuschauer zu offen sind. Es sind wieder realistische Werkstätten, die der Einrichtung nach zum Teil auch als Küche und Schlafräum zu dienen haben. Da, z. B. das Zimmerchen der Krawattennäherin mit dem niedrigen Bett und der geblühten Kattundecke! Ein Tischchen mit Waschbecken, drei Sessel, ein Deckchen mit Kannen und Kochgeschirr, ein Gestell für Kleider und vorne, als Symbol des Daseins: die Nähmaschine! An der Wand ein kleiner Spiegel, und — der Wandschmuck des Armen — Plakate und Ansichtskarten. In einem Glas ein paar künstliche Blumen... Man sieht auf dieses rührende Zimmerchen, auf die emsige Näherin, und liest dann auf dem Zettel, daß sie 14 Stunden täglich da drinnen an ihren Krawattennähen muß, um 12 Frank und 50 Cent. in einer Woche zu verdienen.

Für einen Augenblick wirkt hier das Milieu etwas weniger herzbelebend als draußen, wo der freundliche Ausstellungsrahmen fehlt und das Leben noch unmittelbar zum Zuschauer spricht. Aber das ist nur ein momentaner Stimmungseindruck, der gleich schwindet, sowie man den Arbeitenden, zumal den blassen Frauen, ins Antlitz und dann auf den weißen Zettel mit den Ziffern blickt. — Welch ein Bild des Jammers zum Beispiel umfängt einen, wenn man vor der Zelle steht, die die Aufschrift trägt: „Ornamentation pour confiserie“ (Verzierungen von Zuckerkuchen). Ein blasses, abgegrichtetes Weib sitzt da und mit ihren dünnen, verkrüppelten, zerarbeiteten Fingern verarbeitet sie armelige rote und rosa Blümchen, die bestimmt sind, Zuckerkuchen zu schmücken. Wir schauen uns ihr Zimmer an: ein alter schadhafter Küchentisch, ein winziges Eisenbett, überbedeckt mit den fertigen Blümchen; auf dem Kamin Kaffeekanne u. dgl., eine Lampe, eine Pendeluhr, zwei Stühle und der Arbeitstisch. — Auf dem zweiten Stuhl sitzt ein blasses Mädel mit ersten Augen: die Gehilfin. Auf dem Zettel lesen wir: Für 109 Stunden pro Woche ein Verdienst von 15 Fr.

Im Mittelteil des Saales finden wir weitere Lohndokumente zu diesem Erwerbszweig. Die Kinderarbeit floriert hier besonders. Alle Photographien zeigen Kinder bis zu zwei und drei Jahren, arbeitend um den Tisch versammelt. Ein fünfjähriges Kind, das einen Drahtfaden erhitzen und in eine Zuckerkirche stecken muß, verdient für 216 Stunden 21 Fr., also 8 Pf. pro Stunde! Der Sekretär belehrt uns, daß das Kind an Krämpfen in den Fingern leidet und die meisten dieser arbeitenden Kinder krank sind. Das ist ein Kapitel zu unserer Kultur: die professionellen Krankheiten der Kinder!

Passieren wir die weiteren Werkstätten: Hier eine Handschuhnäherin aus Gent: für 48 Arbeitsstunden 10 Fr. Verdienst. Der Handschuhschneider: für 47 Stunden 25 Fr. Der Zigarrenarbeiter aus Grammont: für 72 Stunden per Woche 13 Fr. Die Strohflechterin: für 63 Stunden per Woche 6 Fr. Der Korbstuhlmacher aus Tamise: für 70 Stunden per Woche 19 Fr. Die Brüsseler Nagenmacherin: für 96 Stunden per Woche 20 Fr.

Für fast alle die genannten Erwerbszweige und viele andere findet man im Mittelteil des Ausstellungssaales und im ersten Stock ein reichhaltiges erläuterndes Material. Aus der Fülle einige Beispiele: Artikel Arbeiterwäse. Eine Näherin verdient für 42 Stunden 7 Fr. 56 Cts. (Arbeitslohn). Ein reich mit Spigen garniertes Frauenhemd zeigt an, daß die Näherin bei diesem eleganten Artikel in einer Woche bei einer 12stündigen täglichen Arbeitszeit 9 Frs. 30 Cts. verdient! Aus den weiteren Angaben geht hervor, daß die Weignäherinnen 13 und 14 Stunden täglich arbeiten.

In der Kartonnagebranche fanden wir Wochenverdienste von 10, 15, 16 Fr.; in Handschuhartikeln Wochenlöhne von 10,63 Fr., 12,40 Fr. Man wird nach allem begreifen, daß die Arbeiterinnen, die jetzt auf der Heimarbeitsausstellung vor dem Publikum arbeiten, sich in einem Paradiese wähnen; sie erhalten dort nämlich bei achtstündiger Arbeitszeit 6 Fr. pro Tag.

So sprichwörtlich bekannt in Belgien das Elend der Spigenarbeiter ist — das Material auf der Ausstellung übersteigt alle Vorstellungen. Man wandert von einer Birne zur anderen, alle gefüllt mit den Wunderwerken der weltberühmten Nadelarbeit der flandrischen Spigenarbeiterinnen und immer wieder stößt man auf Ueberraschungen, auf Ziffern, die noch jämmerlicheren Verdienst aufweisen. Und es ist ein artistischer Luxusartikel, der alte Ruhm Belgiens, an dem so viel Elend, Entfaltung, gemordete Gesundheit klebt! 45 000 Sklavinnen dienen ihm in nimmermüder, jämmerlich entlohnter Arbeit. Die Spigenindustrie nimmt dem Umfang und der Bedeutung nach, obgleich es mit dieser Industrie immer mehr herabgeht, den ersten Platz unter allen Zweigen der Hausindustrie Belgiens ein. Die Ausbeutung der Spigenarbeiterin geschieht in verschiedenen Formen. Die Händler verdienen erstens an dem Material, das sie liefern und zweitens bei der Uebernahme der Spigen und zwar dabei doppelt, indem sie ein regelrechtes Trucksystem eingeführt haben. Bekannt ist, daß sich auch die Klöster als Zwischenhändler betätigen. Händler und Klöster liefern die Spigenartikel wieder dem städtischen Unternehmer, der der Ware ihren endgültigen Preis gibt.

Hier einige Ziffern, wie wir sie im Herumwandern aus den Birnen aufgenommen. Ein schwarzes Spigentüchlein, an dem die Verfertigerin 60 Stunden gearbeitet hat, trug ihr 5 Fr. 22 Cts. ein. Hier eine Spige, die 60 Arbeitsstunden darstellt — sie trug 2 Fr. 70 Cts. ein; eine Arbeit von 60 Stunden 2,40 Fr., eine dritte von 72 Stunden 2,60 Fr. Ein Schal, eine außerordentlich qualifizierte Arbeit, brachte für die an ihm verwendete Zeit von 1259 Stunden ihrer Verfertigerin 134 Fr. ein. Da ist ferner ein Fächer — feinste Nadelner Arbeit, „Point de Malines“. Die Arbeiterin hat 410 Arbeitsstunden drangewendet. Verdienst 60 Fr. In der Auslage wird er für einige 100 Fr. prangen. Ein Kragen hat der Arbeiterin 8,55 Fr. eingetragen. Für 80 Frank 50 Cts. wurde er verkauft. —

Ueber die Arbeitszeit teilt der Berichterstatter der Kommission mit, daß es Gegenden gibt, wo die Spigenarbeiterin bei einem Verdienst von 75 und 90 Cts. 12 und 13 Stunden täglich arbeitet. Andere Arbeiterinnen bringen es bei 16stündiger Arbeitszeit zu dem Verdienst von 1,50 Fr. und selbst 1,30 Fr.! Draußen vor dem Pavillon kann man sie selber beobachten, die Schöpferinnen der Brüsseler, der Recheiner Spige, die blassen, verwellten, wie leblosen Gesichter auf das nadelbesetzte Kissen gebeugt, die glanzlosen, zermarterten, wie zu Punkten erstarrten kurzfristigen Augen ununterbrochen auf die spinnwebige Arbeit gebettet, die verkrüppelten Finger in maschineller, unheimlicher Tätigkeit. So sitzen die Greisinnen in der Beguinage in Brügge, so zu Hunderten in den Straßen und Plätzen der alten Siebelhäuser Flanderns. Aber die junge Generation will nicht mehr... Und an der Maschine selbst wird die allenthalben verjagte „Rettung“ der handgearbeiteten Spige scheitern.

Auch der Handstickerei auf Färl erwächst hoffentlich die Konkurrenz der Maschine und auch sie ist nicht zu beklagen. Denn auch diese Arbeit — die Industrie beschäftigt in Belgien 8000 Arbeiterinnen, wovon 7000 auf die Stadt Vierre allein entfallen — ist nicht weniger mörderisch für die Augen und zum Teil nicht minder jämmerlich entlohnt. In Vierre arbeiten etliche Fabrikanten bereits mit mechanischen Stühlen. Die Industrie selbst hat in den letzten Jahren einen kolossalen Aufschwung genommen.

Die Heimarbeit Belgiens umschließt 23 Industrien und 118 000 Arbeitende. Die Ausstellung hat mit großem organisatorischen Eifer und erster, in die kleinsten Details gehender Sachlichkeit ein dokumentarisches Material zusammengestellt, das hoffentlich nicht nur das Publikum zu informieren berufen ist, sondern Anlaß und Triebkraft bilden wird zu einer tiefer schürfenden sozialpolitischen Aktion. An der Organisation der Ausstellung, die der Initiative Hubsmans zu danken ist, waren Männer aller politischen Richtungen, bürgerliche Gelehrte wie gewerkschaftliche Führer beteiligt.

L. P.

Kleines feuilleton.

Der größte Geyser der Welt war noch vor wenigen Jahren ein mächtiger Springbrunnen heißen Wassers auf der Nordinsel von Neuseeland. Er wurde nach einem benachbarten Ort Waimangu genannt. In den Jahren 1903 und 1904 riefen seine Ausbrüche in der ganzen Umgebung die größte Unruhe hervor, so daß sogar der Vorschlag gemacht wurde, den Rotomahanasee, ein vulkanisches Becken, das eine plötzliche starke Zunahme der Wassermasse und Ausdehnung gezeigt hatte, künstlich trocken zu legen, um den heißen Quellen einen freien Ausfluß zu gestatten. Diese Arbeit, die ohne Zweifel große Mühen und Kosten verursacht haben würde, wurde jedoch nicht ausgeführt, und die Natur selbst übernahm die Sorge, die bestehende Gefahr zu beseitigen. Der See durchbrach nämlich seine Ufer und entleerte sich von selbst in ein anderes Becken. Seitdem stellte auch der gewaltige Geyser seine Ausbrüche ein. Jetzt kommt die Nachricht aus Neuseeland, daß in seiner unmittelbaren Nachbarschaft wieder ein gewaltiger vulkanischer Ausbruch stattgefunden habe. Da dies Gebiet der Nordinsel von Neuseeland überhaupt zu den interessantesten

vulkanischen Gegenden der Erde gehört, wird man die weiteren Nachrichten über die neue Eruption mit besonderer Aufmerksamkeit erwarten.

Anthropologisches.

Ungleichheiten im Bau des menschlichen Körpers. Wenn man einen normalen, gesunden Menschen betrachtet, hat man zunächst den Eindruck, daß er vollständig symmetrisch ist, das heißt, daß die rechte Körperhälfte genau gleich ist der linken; genauere Messungen zeigen aber, daß dies durchaus nicht der Fall ist. Schon das Gesicht zeigt Ungleichheiten auf; das eine Auge steht gewöhnlich ein wenig tiefer als das andere, und die Nase ist auch bei Menschen, die nicht den Eindruck machen, als hätten sie eine schiefe Nase, wirklich schief. Der Künstler, besonders der Bildhauer, muß naturgemäß seine Modelle und überhaupt die Menschen um ihn her genauer betrachten, als andere Leute zu tun pflegen, und es spricht für die genaue Beobachtungsgabe der altgriechischen Künstler, daß sie solche Ungleichheiten in menschlichen Gesichtern bemerkten, die sonst im allgemeinen nicht auffallen. Denn sorgfältige Messungen an klassischen Statuen zeigen, daß bei ihnen in der Tat die eine Gesichtshälfte sich von der anderen unterscheidet; wir haben hier also eine streng naturalistische Darstellungsweise schon im klassischen Altertum. Über die Ungleichheiten im Bau des menschlichen Körpers beschränken sich nicht auf Gesicht und Kopf, sondern zeigen sich, unter Umständen sogar in recht beträchtlichem Maße, auch bei anderen Körperteilen. Es handelt sich dabei aber nicht etwa um angeborene Ungleichheiten. Die Messungen an normalen neugeborenen Kindern zeigen, daß ihr rechtes Bein eben so groß ist wie ihr linkes, und daß auch zwischen den Längen der Arme kein Unterschied besteht. Als aber erwachsene Menschen gemessen wurden, zeigte sich, daß bei mehr als neunzig Prozent der rechten Arm länger ist als der linke. Ohne Zweifel hängt dies zusammen mit der Rechtshändigkeit der Menschen: überall wird ein Körperteil, der häufiger und angestrongter benutzt wird als die anderen, auch eine stärkere Entwicklung erfahren, beim Schmied sind die Muskeln der Arme stärker entwickelt, bei Leuten, die berufsmäßig viel marschieren, zeigt sich eine stärkere Ausbildung der unteren Extremitäten — und so ergibt sich aus der häufigeren Benutzung der rechten Hand und damit auch des ganzen rechten Armes ihre stärkere Entwicklung. Auffällig bleibt freilich, daß diese stärkere Ausbildung einen Grad erreicht, den man so ohne weiteres kaum hätte für möglich halten sollen. Denn die Messungen der Arme einer größeren Zahl von Männern, bei denen der bloße Augenschein keine Ungleichheiten erkennen ließ, zeigte, daß der rechte Arm gewöhnlich um einen bis drei Zentimeter länger ist als der linke. Man kann hier auch wieder sehen, wie unaufmerksam wir Menschen im allgemeinen sind. Es ist selbstverständlich, wenn ein normal gebauter Mensch sich vom Schneider einen Anzug anfertigen läßt, daß dann der Schneider den rechten Rockärmel ebenso lang macht wie den linken, und bei der Anprobe findet der Besteller wohl oft, daß die Ärmel zu lang oder zu kurz geraten sind und deshalb geändert werden müssen. Aber im allgemeinen bezieht sich der Vorwurf auf beide Ärmel, und beide müssen eben auch gleichmäßig verkürzt oder verlängert werden. Da aber der rechte Arm meistens, und zwar bis zu drei Zentimetern, länger ist als der linke, müßte doch bei gleichen Ärmellängen der Besteller des Rockes finden, daß sein rechter Rockärmel beträchtlich zu kurz ist; ein solcher Vorwurf wird aber dem Schneider kaum jemals gemacht, und zwar auch von Leuten nicht, die bei der Abnahme eines Anzuges heikel sind. Im Gegensatz zu den Armen ergibt sich an den Beinen zuweilen eine stärkere Entwicklung und größere Länge des linken Beines. Vermutlich hängt dies damit zusammen, daß man sich ganz unwillkürlich bei der stärkeren Anwendung des rechten Armes mehr auf die linke Körperhälfte stützt, um das Gleichgewicht, das oben nach der rechten Seite hin gestört ist, wieder herzustellen, so daß der Körper wieder zu seiner stabileren Haltung kommt. Wie nun der eine Teil des Körpers durch größere Beanspruchung sich stärker entwickelt, so wird rückwirkend dieser stärker gewordene Körperteil dann, wenn man es nicht durch besondere Aufmerksamkeit hindert, stärker arbeiten, und dies ist am ersten dort zu bemerken, wo eine solche ungleiche Arbeitsleistung schließlich störend wirkt. Wenn ein Ruderer auf einer größeren Wasserfläche seinen Kahn im Nebel vorwärts bewegt, wo er sich bei der Aufnahme und Verfolgung einer Richtung nicht nach den Gegenständen am Ufer orientieren kann, wird der rechte, kräftigere Arm stärker rudern als der linke, und da der Ruderer gewöhnlich rückwärts sitzt, wird der Kahn sich nach links bewegen; in der Tat ist es nicht selten vorgekommen, daß Ruderer, die sich bei starkem Nebel bemühten, schnell ans Land zu gelangen, sich zu ihrem Leidwesen im Kreise nach links bewegten und so statt ans Ufer wieder an die Stelle kamen, an der sie sich schon vor längerer Zeit befunden hatten. Umgekehrt geht es oft dem Fußgänger, der im Dunkeln ohne Pfad und Richtungszeichen sich fortbewegt: der linke Fuß tritt kräftiger auf als der rechte, drängt gleichsam den Körper nach rechts hin und infolgedessen bewegt sich der Marschierende, statt, wie es seine Absicht war, gradlinig zu einem angestrebten Ziel zu gehen, im Kreise nach rechts. Bei allen diesen Erscheinungen handelt es sich nur um Ungleichheiten in der äußeren Gestalt des Menschen; daß in seinem Inneren Ungleichheiten bestehen, ist selbstverständlich, da eine ganze Anzahl größerer Organe unpaarig vorhanden sind

und nicht etwa in der Körpermitte abgelagert, sondern seitlich, so die Leber rechts, die Milz links.

Physikalisches.

Neues über den Blitz. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Nachrichten über Unglücksfälle und Brandschäden, die durch Blitzschlag verursacht worden sind und besonders im diesjährigen Sommer waren leider diese Meldungen überaus zahlreich. Es ist nun eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß wirklich die Blitzgefahr von Jahr zu Jahr zunimmt, was zuerst die Versicherungsgesellschaften zu ihrem Schaden erfahren haben. Genaue statistische Berechnungen haben unzweideutig erwiesen, daß Brandschäden infolge von Blitzschläden sich im Verlauf der letzten 50 bis 60 Jahre mehr als verdreifacht haben. Während in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf eine Million Gebäude nur 89 Blitzschläge kamen, betrug diese Zahl im Jahre 1880 schon 189 und ist jetzt sogar bis auf 320 gestiegen, also eine ganz bedeutende Zunahme. Diese bedenkliche Vermehrung der Blitzgefahr, deren Ursachen noch nicht ermittelt werden konnten, hat die Forscher veranlaßt, sich mit erhöhtem Eifer der Ergründung der so häufigen Naturerscheinung zu widmen und es sind dabei bis jetzt sehr interessante Resultate herausgekommen.

Zunächst ist die Farbe des Blitzes festgestellt worden. Der Blitz ist keineswegs, wie in allen alten Lehrbüchern verzeichnet ist, „schwefelgelb“, sondern seine Farbe ist sehr verschieden, sie hängt von der Beschaffenheit der Luft ab, die der elektrische Funke bei der gewalttätigen Entladung durchschlägt. Die Luft ist erfüllt von äußerst fein verteilten, mikroskopisch kleinen Bestandteilen organischer und organischer Natur. Wenn der Blitz durch die so erfüllte Luft hindurchfährt, dann verbrennen eine Menge dieser Bestandteile und geben dem Blitz eine bestimmte Farbe. So sind die Blitze in einer mit schwebenden Kohlentheilchen erfüllten Luft gewöhnlich rot, was von den verbrannten Kohlentheilchen herrührt, wie man experimentell nachweisen kann. Läßt man nämlich starke elektrische Funken einer Elektriermaschine durch Kohlenstaub schlagen, dann erscheint er ebenfalls rot. Aus diesem Grunde sind die Blitze in Gegenden mit großer Eisenindustrie ganz weiß infolge des verbrannten Eisenstaubes, in anderen Gegenden ist die Farbe eine andere, meistens aber rötlich oder bläulich. Dann hat man auch jetzt die Geschwindigkeit des Blitzes gemessen mit Hilfe von Blitzphotographien auf rotierenden Platten. Dabei hat sich herausgestellt, daß die Dauer eines Blitzes unendlich klein ist. Die kurzen Blitze haben nur eine Vierzigtausendstel-Sekunde Dauer, während die längsten, die unserem Auge als lange Feuerlinie erscheinen, auch nur höchstens eine Fünfzigstel-Sekunde dauern. Welche Temperatur hat nun ein Blitz? Man weiß ja längst, daß ihm eine ungeheure Hitze innewohnt, da er imstande ist, grüne Bäume mit einmal in Flammen zu setzen, Metall zu schmelzen usw. Aber wie hoch der Hitzeegrad war, wußte man nicht und weiß es auch heute noch nicht genau, wenn man auch näheres darüber erforscht hat. Platin schmilzt bei einer Hitze von 1690 Grad und da der Blitz schon Platinauspitzen auf Blitzableitern geschmolzen hat, so ist seine Temperatur also höher. Ja er ist noch viel heißer, denn auf dem Observatorium von St. Cloud bei Paris hat der Blitz die Spitze eines Blitzableiters geschmolzen, die aus Iridiummetall war, dessen Schmelzpunkt erst bei 2100 Grad liegt. Wie groß der Höhepunkt der Hitze ist, die ein Blitz erreichen kann, wissen wir nicht, jedenfalls aber liegt er sehr hoch; die Temperatur der Blitze wird eine verschiedene sein, je nach dem Widerstande, den sie auf ihrem Wege finden.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Irrlichter der Leichen. In der „Nature“ teilt der belgische Chemiker Prof. Leon Dumas interessante Ergebnisse seiner chemischen Irrlichter-Untersuchungen mit. Ihm ist es gelungen, die Erscheinung vollständig naturgetreu nachzuahmen. Die anfängliche Ansicht, es handele sich beim Irrlicht um Sumpfgas, fortgierte er bald, da die Selbstentzündung des Sumpfgases unverständlich war. Dumas brachte nachts im Garten unter Wasser einen Schwefelwasserstoffapparat an, in den ein wenig Phosphorkalium getan wurde, so daß außer Schwefelwasserstoff auch Phosphorwasserstoff frei werden konnte. Sobald das Gasgemisch an die Luft kam, entstand die typische Erscheinung des Irrlichts, eine bläuliche Flamme, der eine unbestimmte Wolke folgte. Der Schwefelwasserstoffgeruch wie der des Phosphorwasserstoffes verschwand vollständig; dergleichen waren an der Luft keine Rauchringe bemerkbar. Die Verbrennung erfolgte so, daß ganz fein verteilter Schwefel frei wurde, der die halbducksichtige Wolke bildete. In der Natur, so behauptet Professor Dumas, entsteht das Irrlicht, vom Standpunkt des Chemikers aus betrachtet, genau ebenso und nur an solchen Orten, wo Leichen im Sumpf liegen, und namentlich aus deren Organen, die reich an Schwefel und Phosphor sind, wie Gehirn und Rückenmark. Die freierwährenden Gase füllen erst die Schädelkapsel an und entweichen, wenn ihr Druck zu groß wird, um sich dann an der Luft zu entzünden.